

Jan Georg Schneider

# Sprachliche Typenbildung durch Exemplifikation

Über den Zusammenhang von System, Gebrauch und Normativität

## 1 Einleitung

Die Linguistik tendierte in ihrer Fachhistorie dazu, Sprachsystem und Sprachgebrauch voneinander zu separieren. Paradigmatisch zeigte sich dies schon in der vielfach akzeptierten und fraglos zugrunde gelegten Dichotomie von System- und Pragmalinguistik. Die einen sahen sich als die ‚Kernlinguistik‘, betrachteten die Performanz als nachgeordnet; die anderen wollten sich mit dem Formalen, mit der Schemabildung, eher nicht befassen, sondern sich ganz auf die ‚Anwendung‘, die jeweilige kommunikative Praktik oder auch den Einzelfall in seiner Besonderheit konzentrieren. Gerade unter den anwendungsorientierten Linguistinnen und Linguisten gab und gibt es nicht wenige, die sich ein Sprachsystem als etwas recht Starres vorstellen, das mit lebendiger Kommunikation nichts zu tun hat. Die fachgeschichtlich prägende Trennung von Grammatik und sozialer Interaktion wirft aber nicht nur theoretische Fragen auf, sondern hat auch ganz konkrete Auswirkungen für die grammatische Beschreibung, etwa wenn es um den Status mündlicher Konstruktionen oder die Einordnung von Sprachwandelphänomenen in ihrer Initial- oder Verbreitungsphase geht.

Der für diesen Band titelgebende und programmatische Begriff ‚Diskursgrammatik‘ erfasst schon sehr explizit, dass die genannte Trennung letztlich wenig hilfreich ist. Gewinnbringend zusammenführen lassen sich die beiden Teile des Kompositums und die mit ihnen bezeichneten Sphären, wenn das sozial Erzeugte, implizit Ausgehandelte, nicht mehr als etwas betrachtet wird, das vom formal Typisierbaren separiert ist. Vielmehr können wir das Diskursive und das Grammatische als zwei Aspekte eines komplexen Gesamtphänomens beschreiben. Hierzu passend heißt es im Abstract von Marcus Müllers Artikel „Diskursgrammatik“, der im HSW-Band „Diskurs“ erschien und auf den ich mich in diesem Beitrag immer wieder beziehen werde:

Grammatik (im gegenstandsbezogenen Sinne des Wortes) formiert sich demgemäß phylo- und ontogenetisch im Sprachgebrauch und ist kein autonomes Modul, sondern derjenige Aspekt von Sprache als sozio-semiotischer Praxis, der die syntagmatische Musterhaftigkeit betrifft. Dementsprechend erhalten sprachliche Muster ein Kontextualisierungspotenzial hinsichtlich der Epochen, Situationen, Themen, sozialen Sprecherrollen, Medien und kommunikativen Gattungen bzw. Genres ihres Gebrauchs. (Müller 2018, 75)

Hier wird das Verbindende von Diskurs und Grammatik sehr deutlich. Formuliert wird eine semiotisch und pragmatisch fundierte Auffassung von Grammatik, die derjenigen, die ich hier präsentiere, nah ist. Die „syntagmatische Musterhaftigkeit“ wird als in den sozialen Sprachgebrauch eingebettet und diesen gleichsam hervorbringend verstanden. Die Grammatik ‚instruiert‘ uns, indem sie uns semiotisch-mediale Zeichenspielräume gibt; sie stellt für uns Kommunizierende, die wir die Zeichen nutzen, „mehr oder weniger erkennbar eine Bedingung und Restriktion [unserer] sprachlichen Handlungsmöglichkeiten dar“ (Müller 2018, 76), und gleichzeitig wird Grammatik stets im Diskurs erzeugt.

Im vorliegenden Beitrag möchte ich einen Ansatz vorstellen, der mit einer Diskursgrammatik, wie Müller sie vorstellt, mindestens kompatibel ist: Ein semiotisch-pragmatisches Modell von Grammatik, das an Ferdinand de Saussures *Parole-Langue*-Dialektik sowie an Christian Stettens Konzept der Exemplifikation anknüpft. Auf dieser theoretischen Basis diskutiere ich im empirischen Teil (Abschnitt 4), einige Beispiele mündlicher Interaktion, zum Teil aus unserem Landaauer Forschungsprojekt zum gesprochenen Standard, zum Teil auch aktuelle Ton-Beispiele von Gender-Sprachwandel. All diese Beispielanalysen mögen die enge Verbindung von Diskurs, Grammatik und Normativität in verschiedenen Dimensionen veranschaulichen.

## 2 Zurück zu Saussure?

An Saussure anzuknüpfen, scheint für eine Diskursgrammatik *prima facie* gar nicht selbstverständlich, nicht einmal naheliegend. Müller (2018, 76) etwa stellt in seinem Handbuch-Artikel fest:

Sicher ist, dass im diskursanalytischen Zusammenhang kein Modell weiterhilft, das Grammatik als ein von Bedeutung und Funktion sprachlicher Zeichen abgekoppeltes Modul oder eine im Sprachsystem zu verortende abstrakte Struktur versteht.

Dies gelte – so Müller weiter – von den zur Verfügung stehenden „Standardmodellen der Grammatik“ insbesondere für a) das strukturalistische, b) das generative und c) das historisch-genetische Modell (vgl. 2018, 76). Da Saussure gemeinhin als Vater des linguistischen Strukturalismus gilt, würde er für viele sicherlich unter a) fallen, und dann wäre *prima facie* anzunehmen, dass auch sein Ansatz hier wenig ‚weiterhelfe‘. Genau dies möchte ich in Frage stellen, und meine These, die im Folgenden begründet werden soll, lautet:

Eine struktural orientierte Grammatik kann in einer pragmatisch angereicherten Spielart sehr wohl zur Diskursgrammatik etwas Grundlegendes beitra-

gen, da sie mit ihrer Berufung auf Saussure – anders als die Generative Grammatik – prinzipiell semiotisch fundiert ist und sich gebrauchsbasiert formulieren lässt.

## 2.1 Ein Ganzes und seine Teile

Eine der bleibenden Grundideen strukturaler Ansätze, zu denen hier auch solche der generativen Grammatik gezählt werden können, etwa die Phrasenstrukturanalyse, lässt sich so beschreiben: Menschen sind in der Lage, sprachliche Muster verschiedener Abstraktionsgrade zu erlernen, zu verinnerlichen und in Situationen immer wieder neu zu kombinieren. Auch sind bereits kleine Kinder fähig, Äußerungen mit solchen neuen Kombinationen, die sie nie zuvor gehört haben, zu verstehen: Eine faszinierende Beobachtung, die Chomsky (1986) mit der berühmten Überschrift „Plato’s Problem“ charakterisierte und – auf die Anamneselehre des Sokrates anspielend – mit der These verband, dass der verhältnismäßig geringe sprachliche Input, den ein Kind erhalte, diese grammatischen Fähigkeiten nicht erklären könne (*argument from the poverty of stimulus*).

Wendet man dieses Argument – anders als Chomsky, der letztlich nach einer biologischen Erklärung sucht – pragmatisch und zeichenbasiert, dann lautet die Frage: Welche Fähigkeit im Sinne eines Knowing-how zeigen Menschen, wenn sie sprachlich ‚Neues‘ in diesem Sinne erzeugen und verstehen? Eine Antwort wäre: Wir können sprachliche Einheiten, Syntagmen, implizit erkennen, sie gegeneinander austauschen und auf sehr variable Weise kombinieren. Mit anderen Worten: Wir können mit syntagmatischen und paradigmatischen Relationen variabel und kreativ umgehen. Diese Fähigkeit wiederum lässt sich nur dann rekonstruieren, wenn man das Parole-Langue Verhältnis pragmatisch und zeichenbezogen konzeptualisiert.

Eine Grundlage hierfür hat Christian Stetter in seinem Buch „System und Performanz“ gelegt, in welchem er Saussures Begriffspaar in seiner semiotischen Grundausrichtung würdigt und durch eine Verbindung mit dem Referenzbegriff Nelson Goodmans<sup>1</sup> reformuliert. Eine zentrale These Stetters lautet, dass die linguistische Rekonstruktion eines Sprachsystems stets in der Performanz verankert sein muss (Stetter 2005, Kap. 5 und 6; vgl. auch Schneider 2008, Kap. 3). Er verdeutlicht dies unter anderem dadurch, dass er sich mit dem erkenntnistheoretischen Status eines syntaktischen Konstitutionssystems (K-Systems) auseinander-

---

<sup>1</sup> Die Exemplifikation ist für Goodman neben der Denotation einer der beiden Grundtypen von Referenz; vgl. hierzu Abschnitt 3 dieses Aufsatzes.

setzt. Eine Konstitutionsregel (K-Regel), wie man sie aus der Phrasenstrukturanalyse kennt, hat bekanntlich die Form:  $A \rightarrow B + C$ . Technisch betrachtet, lässt sich eine solche Regel wie folgt lesen: „Ersetze den Ausdruck ‚A‘ durch den Ausdruck ‚B + C‘.“ Materialiter besagt die Regel, dass die ‚Zeichendomäne‘ A aus den Konstituenten B und C besteht. Links vom Pfeil ist immer ein komplexes Zeichen (*signe linguistique*) als Einheit von Signifiant und Signifié dargestellt, das rechts vom Pfeil in reine Signifiants, also bedeutungslose ‚Lautbilder‘, aufgespalten wird. Immer wenn wir Zeichen(-domänen) auf diese Weise zerlegen, dann betrachten wir sie gerade nicht mehr in ihrer semiotischen Einheit als „Semiosepotenzial“ (Bücker 2012, 60), sondern als formale Kombination von Teilen, die für sich genommen nichts bedeuten, sondern hier nur in ihrer Rolle als Teile eines Ganzen betrachtet werden. Eine Sinneinheit ist als solche eben nicht in Teile zerlegbar, ohne dass vom Sinn abgesehen wird. Vor diesem Hintergrund lässt sich ein Konstitutionssystem allgemein so formalisieren:

$$\begin{aligned} A_{\text{signe}} &\rightarrow B_{\text{signifiant}} + C_{\text{signifiant}} \\ C_{\text{signe}} &\rightarrow D_{\text{signifiant}} + E_{\text{signifiant}} \end{aligned}$$

usw.

Jede Konstituente kann also links von Pfeil wieder als Semiosepotenzial (Zeichendomäne) erscheinen, um dann weiter aufgespalten zu werden.<sup>2</sup> Gerade dieser Wechsel bzw. dieses Spannungsverhältnis von Domänen und Konstituenten, ist für Stetter eine der Voraussetzungen für sprachliche Kreativität: Da die Semiosepotenziale nicht, wie etwa bei bloßen Signalen, festgelegt sind, sondern sich aus den formalen Kombinationen sowie deren pragmatischer Kontextualisierung immer wieder neu ergeben, sind Sprachzeichen semantisch unbegrenzt aufnahmefähig. Diese prinzipielle Freiheit der sprachlichen Sinnerzeugung ist letztlich

---

2 Für das Verhältnis von Morphemen (als bedeutungstragenden Einheiten) und Phonemen (als bedeutungsunterscheidenden) ist dies linguistisch seit langem mit dem Grundsatz der ‚doppelten Artikulation‘, auch ‚zweifache Gliederung‘ genannt, beschrieben. Stetter weitet diesen Grundsatz jedoch auf die höheren linguistischen Ebenen aus, und er verdeutlicht, dass der eigentliche Witz der doppelten Artikulation im Wechsel von Domäne und Konstituente liegt, wobei jede (an sich bedeutungslose) Konstituente prinzipiell auch links vom Pfeil als Domäne in Erscheinung treten kann – einzige Ausnahme bilden die Phoneme und Grapheme, die ja per Definition keine Bedeutung tragen können (vgl. Stetter 2005, 229). Auch die Elemente von Lexikonregeln werden auf der Ebene der Syntax nicht weiter zerlegt, da es sich sozusagen um Grundbausteine handelt. Allerdings lassen sie sich auf den nächstunteren Ebenen weiter in Morpheme und dann in Phoneme bzw. Grapheme zerlegen. Diese sind somit tatsächlich die einzigen Elemente, die nie als Domäne und damit als Semiosepotenzial erscheinen können.

auch der Kern des Arbitraritätsprinzips, das oft als Beliebigkeitsprinzip missverstanden und trivialisiert wird (vgl. hierzu Schneider 2015 und 2008, 141 ff.).

## 2.2 Zur Schnittstelle von Langue und Parole: Das Sprachsystem ist nach oben offen

Das erkenntnistheoretische Problem liegt nun in der Frage nach dem Status des *ersten* Linkelements eines solchen K-Systems. Die generative Grammatik neigte bekanntlich dazu, dieses erste Linkelement einfach als Anfangssymbol S (für ‚Satz‘) zu setzen, als unproblematisch *vorauszusetzen* und somit die Performanz erklärtermaßen außen vor zu lassen. Wie Stetter verdeutlicht, müsste hier aber eigentlich ein Fragezeichen stehen, denn das K-System ist „nach oben ‚offen‘“ (Stetter 2005, 224):

$$?_{\text{signe}} \rightarrow A_{\text{signifiant}} + B_{\text{signifiant}} + \dots$$

Das Anfangssymbol markiert sozusagen die gesuchte ‚Andockstelle‘ zwischen Sprachsystem und Performanz, zwischen Langue und Parole (vgl. Stetter 2005, 224, 231, 296). Mit anderen Worten: Die Langue darf nicht von der Parole abgekoppelt werden.

Da das K-System offen und die grammatische Analyse in der Performanz zu verankern ist, sind z. B. auch syntaktische Phänomene der gesprochenen Sprache in die grammatische Analyse einzubeziehen, anstatt sie als Fehler oder defizitäre Varianten der schriftsprachlichen Norm zu betrachten und zu marginalisieren (vgl. hierzu auch die Beispielanalysen in Abschnitt 4). Domäne der Grammatik kann nach der Logik von Stetters Ansatz alles Sprachliche sein, was sich als Muster formal beschreiben, schematisieren, typisieren lässt, das „formal Typisierbare“ (Stetter 2005, 225, 232). Entscheidend ist: Dieses formal Typisierbare fällt nicht vom Himmel, sondern bildet sich im kreativen, sozial geteilten menschlichen Sprachgebrauch heraus. Eine feste, vorgegebene Kategorie, heiße sie nun ‚Satz‘ oder anders, an den Anfang zu setzen, widerspricht der Offenheit, erscheint somit theoretisch zu kurz gegriffen und empirisch unzulässig:

Damit sind als oberste Domäne eines K-Systems alle Formen denkbar, die sich aus welchen Gründen auch immer als kommunikativ oder in anderer Weise funktional sinnvoll erweisen, sofern sie eben Typen sind. Die Syntax scheint somit in der Tat ein nach oben offenes System zu sein [...]. (Stetter 2005, 231)

Direkt im Anschluss heißt es dann bei Stetter explizit, dass auch spezifische Konstruktionen der gesprochenen Sprache, Syntagmen „ungeahnter Art“, als sprach-

liche Formen syntaktisch in Betracht zu ziehen seien, „die in der Kommunikation als selbständige Äußerungen üblich und akzeptiert sind [...]“ (Stetter 2005, 232).

Im Sinne eines ersten Zwischenfazit können wir hier festhalten: Folgt man Stetters Sichtweise, dann ist nicht die strukturelle Betrachtung per se das Problem, sondern die (in der linguistischen Tradition) fehlende Schnittstelle zum variierenden und sich wandelnden Sprachgebrauch.

## 2.2 Zur Dialektik von Parole und Langue

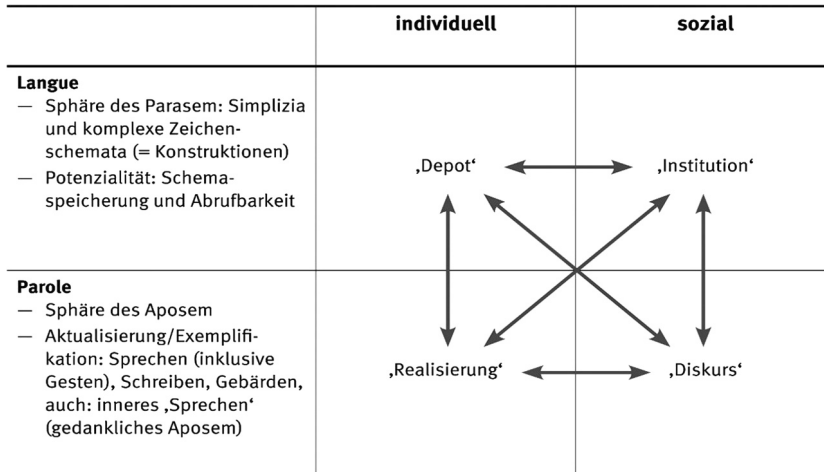
Diese Kritik gilt für die Generative Grammatik und auch für formalistische Spielarten des Strukturalismus, und insofern ist Müllers Ausschluss solcher Ansätze (siehe oben) historisch und auch systematisch erst einmal zuzustimmen: Er steht nicht im Gegensatz zu Stetters Re-Lektüre von Konstitutionssystem und Phrasenstruktur. Im Folgenden soll nun die Frage weiterverfolgt und vertieft werden, wie sich eine strukturelle Sprachbetrachtung mit einer gebrauchsbasierten verbinden ließe.

Ausgangspunkt hierfür soll es sein, sich die Parole-Langue-Dialektik, wie sie sich aus den Saussure'schen Quellentexten rekonstruieren lässt,<sup>3</sup> vor Augen zu führen:<sup>4</sup>

Anders, als es in der Rezeptionsgeschichte meistens verstanden wurde, und auch anders, als es der publizierte „Cours de linguistique générale“ zum Teil tatsächlich nahelegt (vgl. Jäger 1976 und 2010; Schneider 2008, Kap. 3; Schneider 2015), geht die Langue, als sprachliches Potenzial, der Parole, als sprachlicher Aktualisierung, weder genetisch noch logisch voraus; ebenso wenig wie der Type eines Sprachzeichens seinen Tokens vorausgeht (vgl. unten Abschnitt 3). Vielmehr hat man sich das Verhältnis dieser beiden Sprachsphären als ein dialektisches Wechselspiel vorzustellen, das sich als klassisches Henne-Ei-Problem rekonstruieren lässt (vgl. EC 383 f., I R 2.23, Jäger 1976, 234–236): Die Langue kann weder auf sozialer Ebene noch auf individueller Ebene etwas enthalten, das nicht im Diskurs und letztlich in der sprachlichen Realisierung durch Individuen erzeugt wurde. Andererseits setzen Sprechen, Schreiben, Gebärden, Diskurs immer voraus, dass eine Sprache genutzt, auf ein Sprachsystem im Sinne einer Langue zugegriffen wird. Sowohl auf Parole- als auch auf Langue-Ebene unterscheidet Saus-

<sup>3</sup> Diese wurde erstmal von Jäger (1976) elaboriert herausgearbeitet.

<sup>4</sup> In diesem Abschnitt konzentriere ich mich zunächst ganz auf dieses dialektische Wechselspiel und die vier Aspekte, die durch die Pfeile miteinander verbunden sind. Die anderen Termini, die im Schaubild (siehe S. 43) in der linken Spalte enthalten sind (Aposem, Parasem, Exemplifikation) werden in Abschnitt 3 eingeführt und am Ende desselben Abschnitts nochmal, wieder mit Bezug auf das Schaubild, zur Langue-Parole-Dialektik ins Verhältnis gesetzt.



**Abb. 1:** Quelle: Schneider 2015, 145; vgl. Saussure CLG/E (I), 383 f., I R 2.23, 2560; Jäger 1976, 234–236.

sure eine individuelle von einer sozialen Seite: Im Kopf eines jeden Sprechers und einer jeden Sprecherin existiert die *Langue* individuell, von Saussure in der oben angegebenen Textpassage der kritischen Ausgabe des „Cours“ (EC = „Engler-Cours“) metaphorisch als „dépot“, auch als „reservoir“ und als „trésor“ (Schatz), charakterisiert. Die *Langue* als soziale Institution im weitesten Sinne bildet „eine Art Durchschnitt“ („une sorte des moyenne“, EC 39, Intr. 3 § 2 al. 11) der individuell internalisierten *Langues*, der sich im allgemeinen Sprachgebrauch, im *Langage*, sozial (heraus-)kristallisiert („cristallisation sociale“, EC 39, Intr. 3 § 2 al. 12; III C 268). Auf individueller wie sozialer Ebene bringen *Langue* und *Parole* sich wechselseitig hervor. Dies erklärt, dass jede Sprache sich notwendigerweise unaufhörlich im Wandel befindet. Kultureller Wandel, welcher Diskurse nicht nur bestimmt, sondern auch durch diese bestimmt wird, und sprachlicher Wandel, der durch die jeweilige *Langue* ermöglicht wird und diese gleichzeitig fortwährend und erneuernd hervorbringt, gehen Hand in Hand. Der kontinuierliche Wandel ist daher nicht etwas, das der Rechtfertigung bedürfte, sondern verbindendes Prinzip aller menschlichen Sprachen.

Wie insbesondere die Saussure’schen Quellentexte, aber auch ein Großteil des publizierten „Cours“, zeigen, ist dies eine Auffassung von Grammatik und Diskurs, die sich klar auf Saussure berufen kann und sich als soziosemiotische Grundlage einer Diskursgrammatik, wie Müller sie vorstellt, aber etwa auch einer gebrauchsbasierten Konstruktionsgrammatik, wie sie in der Interaktionalen Linguistik zur Anwendung kommt, betrachten lässt: „Grammatik ist“, wie bereits

eingangs zitiert, „derjenige Aspekt von Sprache als sozio-semiotischer Praxis, der die syntagmatische Musterhaftigkeit betrifft.“ Ebenso lässt sich Grammatik mit Haspelmath historisch betrachtet als „geronnener Diskurs“ (Haspelmath 2002, 263) charakterisieren und damit die Brücke zur Grammatikalisierungsforschung schlagen.

Grammatik „variiert über thematische, situative, soziale und mediale Kontexte hinweg“; sie „stellt für die Zeichenbenutzer selbst mehr oder weniger erkennbar eine Bedingung und Restriktion ihrer sprachlichen Handlungsmöglichkeiten dar“ (Müller 2018, 76). In diesem Sinne kann Saussures Parole-Langue-Verständnis zur „Grundlegung einer diskurstheoretisch inspirierten Grammatikforschung“, wie Müller (2018, 76) sie im Sinn hat, genutzt werden. Zu einem solchen Ansatz möchte ich konzeptionell und theoretisch etwas beitragen, indem ich im Folgenden Stetters Begriff der Exemplifikation aufgreife und zu einer solchen diskurstheoretisch inspirierten Grammatikforschung in Beziehung setze.

### 3 Typenbildung durch Exemplifikation

Wie im letzten Abschnitt bereits angemerkt, ist Grammatik stets auf formale Typisierung, man könnte auch sagen: auf Schematisierung, angewiesen. Wäre alles nur Performanz, so gäbe es keine Grammatik und damit auch keine Sprache. ‚Schema‘ eignet sich als basale syntaktische Analyseeinheit (Dürscheid/Schneider 2015) besonders gut, denn der Ausdruck *Schema* macht zwei zentrale Eigenschaften sprachlicher Types deutlich: die Iterierbarkeit und Gleichförmigkeit. Der alltagssprachliche Ausdruck *etwas nach Schema F machen* führt dies anschaulich vor Augen. Mit Kant gesprochen, lässt sich ein Schema als eine Regel zur Erzeugung einer Gestalt begreifen (vgl. KrV B, 136), wodurch angezeigt wird, dass sprachliche Types eng an die sinnliche Anschauung gebunden bleiben: Sprachliche Performanz, d. h. die Äußerung von Tokens, die zu sprachlichen Types gehören, ist audio-visuell (gesprochene Sprache) oder visuell (Gebärdensprache, geschriebene Sprache) wahrnehmbar. ‚Schematisierung‘ wird als Oberbegriff aufgefasst, der sich auf verschiedene Zeichensysteme, z. B. auch auf bildliche, anwenden lässt. Bezogen auf Sprache heißt Schematisierung präziser *Typenbildung* (Dürscheid/Schneider, 184). Aber wie entsteht ein sprachliches Schema bzw. ein Type? Um dies zu modellieren, greife ich im Anschluss an Stetter auf Goodmans Begriff der Exemplifikation, neben der Denotation einer seiner beiden Grundtypen von Referenz, zurück. Exemplifizieren heißt: als Beispiel eines Zeichens fungieren und dabei etwas Bestimmtes daran selektiv hervorheben: Ein Teppichmuster exemplifiziert nicht alle Eigenschaften des Teppichs, auf den es Bezug nimmt,

sondern nur bestimmte: etwa seine Farbe, Musterung und Weichheit, nicht aber seine Größe oder seinen Preis (vgl. Goodman 1998, 59–60).<sup>5</sup>

Dieses allgemeine symbolische bzw. semiotische Bezugnahmeverfahren lässt sich für Sprache und Spracherwerb spezifizieren: Typenbildung geschieht durch Exemplifizierung von sprachlichen Ausdrücken im Gebrauch: Stetter spricht hier auch von einem „Überschreibverfahren“ (2005, 273 ff.), in dem neue Tokens stets alte, die man gehört, im Kopf abgespeichert und verwendet hatte, kognitiv immer wieder ‚überschreiben‘, woraus sich dann – im Laufe der Zeit – jeweils ein Type verfestigt. Dieses Theorem weist große Ähnlichkeiten mit dem Begriff *entrenchment* auf, so wie er in der Konstruktionsgrammatik und der Interaktionalen Linguistik verwendet wird (vgl. Hilpert/Diessel 2016; Günthner 2018): Types sind – anders als es die Generative Grammatik nahelegt – nicht einfach gegeben, sondern müssen sich sozial herausbilden. Evidenz dafür liefert auch die gebrauchsbasierte Spracherwerbsforschung (Tomasello 2003): Zeichenschemata werden in der Interaktion u. a. durch Iteration gelernt: „Language structure emerges from language use“ (Tomasello 2003, 327). Hierbei ist es auch immer möglich, dass die Schemata z. B. durch Analogiebildung, überschritten werden, woran sich die Verbindung von Schematisierung und Innovation besonders deutlich zeigt: unsere Freiheit im Zeichengebrauch.

Interessant ist es nun, hier den Saussure’schen Satzbegriff ins Spiel zu bringen: Anders als in generativen Grammatikmodellen, ist für ihn der Satz (*la phrase*) nicht Element der *Langue*, sondern der *Parole* (CLG, 172, Saussure 1997, 374) und somit dadurch gekennzeichnet, dass Einheiten sich darin situativ und frei kombinieren lassen („*liberté des combinaisons*“, CLG, 172). Zur *Langue* dagegen gehören neben den Einzelwörtern aber durchaus auch komplexe Zeichen eines höheren Verfestigungsgrades, wie z. B. Phraseologismen: *avoir mal à (la tête)* oder *prendre la mouche* (CLG, 172).

Betrachten wir aber hier zunächst einmal die Kombinationsfreiheit beim Satz: Hier ist das flexible implizite Regelwissen gefragt, ein *Knowing-how* im Sinne von Gilbert Ryle (1992), das es Menschen erlaubt, syntagmatische und paradigmatische Relationen zu erkennen und mit ihnen produktiv umzugehen. Dieses *Knowing-how* ist für eine realistische Modellierung syntaktischen Regelwissens also notwendig; es spielt aber z. B. im *Mainstream* der Konstruktionsgrammatik kaum eine Rolle. Seit einiger Zeit gibt es zwar einzelne Arbeiten, die diesen Aspekt in die Konstruktionsgrammatik integrieren (u. a. Verhagen 2009; Welke 2009; Schneider 2015) – insgesamt wird das Thema aber eher marginalisiert.

Gerade wenn man syntagmatische und paradigmatische Relationen gebrauchsbasiert reformulieren will, ist das Konzept der Exemplifikation sehr hilf-

---

5 Ausführlich zum Goodman’schen Begriff der Exemplifikation Birk 2008, 47–83.

reich: Mit jeder Äußerung eines sprachlichen Tokens exemplifizieren wir (als Sprecherinnen und Sprecher einer Sprache) den Type, eine syntaktische Verwendung, eine semantische Verwendung und eine pragmatische Verwendung (Dürscheid/Schneider 2015, 189; im Anschluss an Stetter 2005, 82 ff.). Dieser zentrale Gedanke sei nun an folgenden Beispielen verständlicher gemacht:

- *Geht Erna heute schon wieder früher nach Hause?* (A)
- *Ich wundere mich, dass er ihm immer noch auf den Leim geht.* (B)
- *Das geht ja gar nicht!* (C)
- *Wie geht es Dir?* (D)

In allen Beispielsätzen wird der Type *geht* exemplifiziert, und zwar jeweils in unterschiedlichen syntaktischen Verwendungen: A exemplifiziert *geht* in Verberstellung, B in Verbendstellung, C und D in Verbzweitstellung. Semantisch betrachtet, liegt in A eine wörtliche Bedeutung vor, in allen anderen eine metaphorische in einem Phraseologismus, wobei die Grundidee der Fortbewegung in B noch metaphorisch vorhanden, in C und D jedoch verblasst ist. Auch die pragmatische Exemplifikation ist jeweils eine andere: In A erscheint *geht* im Rahmen einer Frage, in D vordergründig auch, wobei es sprechakttheoretisch auch um eine Grußformel handeln kann. In B ist zwar ein Aussagesatz formuliert, aber weniger eine Feststellung getroffen, als Verwunderung zum Ausdruck gebracht, vielleicht auch Kritik. In C wird – wieder im Kleid eines Aussagesatzes – ein Vorwurf, eine deutliche Kritik vorgetragen, eine klare Ablehnung zum Ausdruck gebracht.

So gesehen, können wir uns den Spracherwerb als ein permanentes aktives und rezeptives Exemplifizieren vorstellen: Wir exemplifizieren durch unser fortwährendes Sprechen, Schreiben, Gebärden, und wir verstehen bzw. missverstehen die Exemplifikationen anderer. Bezieht man diese Grundüberlegung auf die Konstruktionsgrammatik, dann lässt sich eine Abstufung verschiedener Konstruktionstypen, hier einmal beginnend mit den komplexesten, ausmachen: Abstrakte komplexe Schemata (wie z. B. das Schema des Aussagesatzes im Deutschen oder die viel diskutierte Ditransitiv-Konstruktion) entstehen dadurch, dass reichhaltige paradigmatische und syntagmatische Varianten exemplifiziert werden. Bei lexikalisch teil- und vollspezifizierten Konstruktionen (z. B. *typisch x* oder auch die modische *kann*-Konstruktion *x [N, Subj] kann y [N, Akk-Obj] Habeck kann Energiewende, Timo kann Karate*)<sup>6</sup> ist die Varianz schon etwas geringer; und bei Sprichwörtern und Floskeln (*Ende gut, alles gut; Wie geht's?*) handelt es sich um Muster, die jeweils als Ganzes gelernt werden. Dennoch weisen selbst diese –

6 Zur *kann*-Konstruktion vgl. Albert 2015.

was z. B. die Aussprache angeht – noch Varianz auf (vgl. Dürscheid/Schneider 2015, 189).

Vom Prozess her gedacht, besteht das grammatische Knowing-how auf allen diesen Ebenen darin, *fortsetzen* zu können, d. h. ein Wort oder eine Wortfolge jeweils als Index dafür zu nehmen, was als nächstes folgen könnte (vgl. Verhagen 2009, 138–140). In Bezug auf das Deutsche können hier u. a. die Valenzgrammatik und das Stellungsfeldermodell gewisse Erklärungen liefern. Wer das abstrakte Muster des deutschen Aussagehauptsatzes beherrscht, verfügt beispielsweise über das Zeichenwissen, dass nach dem Vorfeld ein finites Verb folgen muss, er weiß, wie fortzufahren ist.

Entscheidend für die Idee von Syntax als Prozess sind hier die Begriffe der syntaktischen ‚Projektion‘ und ‚Retraktion‘ (im Sinne der Auer’schen ‚Online-Syntax‘): Sprecherinnen und Sprecher einer Sprache projizieren das, was in der jeweiligen Formulierung gleich kommen kann, und sie sind auch – aufgrund ihrer impliziten Kenntnis paradigmatischer Beziehungen – in der Lage, Syntagmen nachträglich zu bearbeiten, zu präzisieren, durch andere zu ersetzen (Auer 2000/2005).

Gerade die Beschäftigung mit syntaktischer Schematisierung in der Mündlichkeit verschafft uns ein realistischeres Bild davon, wie Langue und Parole zusammenspielen: Nie werden Konstruktionen sozusagen ideal realisiert, in der Regel haben wir es eher mit – wie man vielleicht sagen könnte – *Versatzstücken* zu tun, die in der Interaktion flexibel genutzt werden, um sozusagen kommunikativ am Ball zu bleiben. Man könnte hier von der Langue als einem offenen System von flexiblen Zeichenschemata (Types) sprechen, die strukturalistischen Idealisierungen entgegensteht. Im nächsten Abschnitt dieses Beitrags werden einige Transkriptionen von Tonbeispielen, die dies illustrieren, vorgestellt und interpretiert.

Die hier vorgeschlagene Modellierung von Typenbildung als Exemplifikationsprozess ist gebrauchsbasiert und stellt eine wichtige Ergänzung zur Konstruktionsgrammatik sowie auch zur Interaktionalen Linguistik dar: Indem sie syntaktische Flexibilität modelliert, entlastet sie den Konstruktionsbegriff. Zudem führt sie uns auch zurück zu unserer Eingangsüberlegung, dass die Andockstelle zwischen Langue und Parole eine offene Leerstelle ist. Diese wird durch fortwährende Exemplifikationen immer wieder neu gefüllt, was Sprachwandel, Kulturbezogenheit, sprachliche Kreativität und Innovation erklärt und als selbstverständlich modelliert – ganz im Sinne der Diskursgrammatik:

Mit Bezug auf die syntaktische Exemplifikation können „Syntagmen als Spuren sprachlicher Interaktion“ (Müller 2018, 79) betrachtet werden. Vor allem semantische und pragmatische Exemplifikationen haben viel mit dem „indexikalischen Verweispotenzial von Zeichen“ (Müller 2018, 79) zu tun. Allgemein gesprochen sind

Zeichenschemata – wie in Abschnitt 2.1 bereits dargelegt – unbegrenzt aufnahmefähige Semiosepotenziale.

Auch der Normativitätsaspekt ist im Modell der Exemplifikation von vornherein erfasst: Im sozialen Gebrauch schleifen sich Formen mehr oder weniger ein, deren Anwendung, implizit oder explizit, erwartet wird, was im Sinne Luhmanns – „zu Strukturen *reziproker* Erwartungserwartungen normativer Art“ führt (Gloy 2012, 31–32; Hervorhebung im Original). Gerade in der mündlichen Interaktion entstehen Gebrauchsnormen, wie sie im Landauer Projekt zum gesprochenen Standard beschrieben wurden (vgl. nächster Abschnitt). Die Entstehung solcher Gebrauchsnormen verweist auf die normative Seite von Exemplifikation, die der Parole als sozialer Praxis schon immer eingeschrieben ist.

Kommen wir als vor diesem Hintergrund noch einmal auf das Parole-Langue-Diagramm (vgl. S. 43) zurück. Bekanntlich hatte Coseriu (2007, 52–57) vorgeschlagen, das Saussure'sche Begriffspaar um eine dritte Kategorie zu ergänzen: die Norm. Konzeptualisiert man das Verhältnis jedoch als dialektisches Wechselspiel, wie es in Abschnitt 2.2 beschrieben wurde, dann sieht man, dass die Normativität hier immer schon mitgedacht ist und daher nicht als eigene Kategorie hinzugefügt werden muss: Der entscheidende Punkt besteht darin, die Parole nicht nur als individuelle Realisierung, sondern auch als Diskurs zu denken, wie Saussure es ja, vor allem den Quellentexten zufolge, auch getan hat: Im sozial geteilten Gebrauch bilden sich Gebrauchsnormen heraus, die mit Sprach- und Kulturwandel einhergehen. Hierfür bedarf es allerdings von Anfang an einer Externalisierung der Sprachzeichen (vgl. Linz/Jäger 2004, 11). In der gesprochenen Sprache erfüllen vor allem die real ertönenden Lautgestalten, von Saussure in den „Notes item“ als Aposeme (aposèmes) bezeichnet, diese Rolle (Saussure 1997, 359; Jäger 2008): Der menschliche Geist ist auf eine für sich erst einmal bedeutungslose Zeichenhülle, sei es die ertönende Lautgestalt, seien es die sich bewegenden Hände in einer Gebärdensprache, sei es eine auf Papier geschriebene Textur, angewiesen, an die er sich heften kann, sodass arbiträre, d. h. frei konstituierte Zeichen als Verbindungen von Signifiant und Signifié, im offenen System einer Langue ihren „Wert“ (valeur) erhalten können.<sup>7</sup> Nur wenn eine solche externalisierte und der Gemeinschaft der ZeichnutzerInnen zugängliche Materialität existiert, können überhaupt Langues als Netze von mentalen *Parasemen*, so das Pendant der Aposeme in der Langue, entstehen und sich etablieren: arbiträre Zeichen, die in Differenz zu an-

---

7 Hierzu und zum Folgenden vgl. noch einmal das Diagramm auf S. 43.

deren arbiträren Zeichen desselben Sprachsystems ihre Bedeutung gewinnen und sich im Gebrauch stets wieder zu bewähren haben.<sup>8</sup>

Auf das Thema Exemplifikation bezogen, ließe es sich so formulieren: Mit jedem verlaublichen, gebärdeten oder geschriebenen Token eines Sprachzeichens exemplifizieren wir es als artikulierte Gestalt (als Type) in einer syntaktischen, semantischen und pragmatischen Verwendung. Nur durch solche Exemplifikationsprozesse werden Sprachsysteme immer weiter am Leben gehalten und sind dabei gleichzeitig in einem stetigen kreativen Wandel begriffen. Gerade dadurch, dass parasemisch organisierte Sprachzeichen in ihrer Bedeutung nicht festgelegt, sondern eben arbiträr sind, ist Sinngenese im Rahmen von kulturellem Wandel und Diskursen überhaupt möglich.

Wichtig ist dabei auch, dass die real ertönenden, gebärdeten oder (hand-)geschriebenen Aposeme aufgrund der Individualität der Realisierungen stets zahlreiche Eigenschaften aufweisen, die für die *Identifizierung* der Zeichen nicht unbedingt relevant sind – ein Phänomen, das Karl Bühler mit dem Begriff der „abstraktiven Relevanz“ charakterisiert.<sup>9</sup> Wenn wir z. B. ein Wort als Token seines internalisierten Types identifizieren, dann abstrahieren wir von der Tonhöhe, der Sprechgeschwindigkeit oder dem regionalen Akzent und filtern die jeweils sprachsystematisch relevanten Eigenschaften heraus. In diesem Sinne weisen die Aposeme stets mehr Eigenschaften auf, als für das bloße Identifizieren notwendig wären. Andererseits aber haben Sprachzeichen, als Aposeme wie auch als Paraseme, prima facie niemals so viele Eigenschaften, als dass sich der jeweilige Sinn voraussagen ließe. Genau dies ist ja notwendige Bedingung für die Freiheit und Kreativität des Verstehens. Erst in der konkreten Semiose, bei der Aposem und Parasem als Dimensionen des Sprachzeichens in ein Wechselspiel treten, konstituiert sich individuell verstandener Sinn. Für dieses Verstehen von Zeichen im Gebrauch ist also immer ein Hinzudenken nötig, das Bühler mit dem Begriff der „apperzeptiven Ergänzung“, gewissermaßen dem Gegenbegriff zur „abstraktiven Relevanz“, charakterisiert.

An all diese Konzepte wird hier vor allem deshalb erinnert, weil sie die Relevanz von Zeichentheorien für die Diskursgrammatik verdeutlichen: In Diskursen haben wir es nie mit starren Signifikanten und starren Referenzobjekten zu tun, sondern wir gebrauchen, verstehen und konstruieren Sprachzeichen, d. h. diffe-

---

8 Vgl. das Diagramm auf S. 43. Damit dieses Modell funktionieren kann, muss übrigens auch ein gedankliches Aposem im Sinne eines „inneren Sprechens“ (vgl. Vygotskij 2002) angenommen werden, denn die *Langue* ist zwar innerlich, aber sie ist ein offenes System von *Semiosepotenzialen* und damit nicht Performanz oder Vollzug. Auch eine „Performanz des Denkens“ ist eine Aktualisierung von Aposemen; vgl. Schneider 2015 und 2023.

9 Zu den Begriffen der „abstraktiven Relevanz“ sowie der „apperzeptiven Ergänzung“ vgl. Bühler 1999, 28–30, 40, 42–46, 224–225, 286–287.

renzielle Paraseme, als flexible, immer wieder neu herzustellende Verbindungen von Signifiants und Signifiés, die in Differenz zu anderen Parasemen interaktiv, im Diskurs, Bedeutung gewinnen.

## 4 Beispiele aus der Empirie: Zur sozialen und kulturellen Bedeutung von Grammatik

Im verbleibenden Teil dieses Aufsatzes soll nun das theoretische Entwickelte an empirischem Material konkretisiert werden.

- In Abschnitt 4.1 werden Konstruktionen und Konstruktionswechsel interaktionaler gesprochener Sprache analysiert, welche dem gesprochenen Gebrauchsstandard zugeordnet werden können. Sie veranschaulichen den Realitätsbezug des in den vorangegangenen Abschnitten entwickelten *Langue*-Begriffs. Die *Langue* lässt sich als ein offenes System von Types begreifen – von variablen Versatzstücken, die in fortwährenden Exemplifikationen immer wieder neu kombiniert werden. Hierbei spielt die interaktionslinguistische Grundidee des ‚Fortsetzen-könnens‘ (siehe Abschnitt 3) eine zentrale Rolle. Die zu analysierenden Transkripte stammen zum Teil aus dem Korpus des Landauer DFG-Projekts „Gesprochener Standard“ (2013–2018), beinhalten aber auch aktuellere Beispiele aus verschiedenen Rundfunk- und Fernsehbeiträgen.
- In Abschnitt 4.2 werden weitere Transkripte interaktionaler Sprache, insbesondere aus Rundfunkbeiträgen, analysiert, in denen Phänomene vorkommen, die mit *Gender-Sprachwandel*, insbesondere im Bereich der Wortbildung, zu tun haben. Die Analyse dieser Beispiele dient dazu, normative Aspekte der Parole-*Langue*-Dialektik und des Sprachwandels zu verdeutlichen, wobei insbesondere implizite Aushandlungsprozesse, verbunden mit Erwartungserwartungen und zum Teil hyperkorrektem Sprechverhalten, fokussiert werden.

### 4.1 Phänomene des syntaktischen Gebrauchsstandards

Im Projekt „Gesprochener Standard“ wurden Gebrauch und Wahrnehmung von gesprochenen syntaktischen Konstruktionen untersucht, die von der schriftlichen Norm abweichen, im Mündlichen dagegen auch in überregionalen, formellen Kontexten unmarkiert und in diesem Sinne ‚normal‘ sind. Hierbei ging es uns zwar auch um salientere Phänomene wie *weil*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung, vor allem aber um Phänomene, die sich – mit Wolfgang Imo (2010) gesprochen – einer „versteckten Grammatik“ zuordnen lassen. Sie bleiben *als* grammati-

sche Phänomene meistens unterhalb der Wahrnehmungsschwelle und lassen sich gleichwohl im Sinne der Online-Syntax aus den Bedingungen der Mündlichkeit erklären und funktional beschreiben. Bei allen diesen handelt es sich um Beispiele für das von Müller (2018, 95) angesprochene „Inventar an grammatischen Mustern [...], deren Entstehungs- und Funktionsbereich in der mündlichen Interaktion liegt.“ (Müller 2018, 95) Im Folgenden konzentriere ich mich auf drei dieser Phänomenbereiche, die allesamt in unserem Projektkorpus stark repräsentiert waren: Referenz-Aussage-Strukturen, Apokoinu-Konstruktionen und Apokoinu-Konstruktionswechsel.

#### 4.1.1 Referenz-Aussage-Struktur

*Referenz-Aussage-Struktur* ist ein Terminus, der von Reinhard Fiehler (2000) eingeführt wurde, um dem Skriptizismus der traditionellen Bezeichnung *Linksversetzung* zu entgehen, der gesprochene Sprache verräumlicht und daher potenziell irreführend ist. Referenz-Aussage-Strukturen bestehen aus einem Referenz-Ausdruck sowie einem Prädikationsteil, der eine Proform beinhaltet. Ein prototypisches Beispiel ist das folgende:

(1) Dürr

01 die prEisbremse auf der EInen seite,

02 sie !MUSS! einhergehen °h mit einer ausweitung der kapazität,<sup>10</sup>

Diese Äußerung stammt aus einem DLF-Interview mit dem FDP-Fraktionsvorsitzenden Christian Dürr, der am 27. September 2022 zum Thema ‚Energiepreisbremse‘ befragt wurde. Er referiert hier mit dem Ausdruck *die preisbremse auf der einen seite* auf das entsprechende Phänomen und macht darüber eine Aussage, die mit der Proform *sie* eingeleitet wird. Das Wort *muss* wird sehr stark betont, wodurch die explizite Forderung einer Ausweitung der Kapazität zusätzlich verstärkt wird. In der interaktionalen Mündlichkeit haben solche Konstruktionen häufig die Funktion, das Referenzobjekt deutlicher hervorzuheben, indem Referenz- und Prädikations-Handlung klar voneinander getrennt werden. Häufig erfolgen sie in der Face-to-face-Kommunikation auch in Verbindung mit einer Zeigegeste: *die tür da (–) können sie die mal bitte schließen*, wobei auch die umgekehrte Reihenfolge möglich ist, sodass wir auch von Aussage-Referenz-Strukturen sprechen (vgl. Schneider, Butterworth, Hahn 2018, 106–121): *können sie die mal bitte schließen (–) die tür da?*

<sup>10</sup> deutschlandfunk.de/interview-mit-christian-duerr-fdp-fraktionsvorsitzender-bundestag-zugasmulage-dlf-0c6cd03d-100.html (3:06-3.11). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

Ob mit oder ohne Zeigegeste: Die Referenz-Aussage-Struktur ermöglicht es in der Interaktion, das Referenz-Objekt oder auch das ‚Thema‘ aus dem Gesamt-sprechakt herauszugreifen und sozusagen als ‚Anker‘ in den Raum zu stellen, um gegebenenfalls auch wieder darauf zurückgreifen zu können. Dies wird beim folgenden Beispiel deutlicher:

(2) Ebeling

01 und mich erinnern halt **die berIchte die MÄNner mir (.) mItteilen**,  
 02 äh in\_ner GROßen Offenheit==  
 03 =da bin ich auch sehr DANKbar drÜber,  
 04 **die erInnern mich halt auch an situationen die ich (.) kEnne aus**  
**berichterstattung von FRAUen.**<sup>11</sup>

In diesem Ausschnitt einer Anne-Will-Talkshow zum Thema ‚Sexismus‘ (30. Januar 2013) äußert sich Monika Ebeling, die ehemalige Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Goslar. Sie nimmt auf Berichte von Männern Bezug, macht dieses Thema sozusagen als Anker fest, formuliert dann in den Zeilen 02 und 03 einen präzisierenden Einschub, um dann mit der Proform wieder auf das verankerte Thema zurückzukommen und die Prädikation bzw. Aussage zu formulieren. Dieses Beispiel zeigt einmal mehr entgegen weitverbreiteten Vorurteilen, dass die Syntax der gesprochenen Sprache keineswegs per se einfacher oder parataktischer ist als die der geschriebenen, sondern in Wirklichkeit oft hochkomplex und mit herkömmlichen Strukturbäumen relativ schwer erfassbar. Genau dies ist hier mit Types als variablen Versatzstücken gemeint: Die Sprecherin hat das implizite Grammatik- oder Zeichenwissen, das Knowing-how, das es ihr erlaubt, in Zeile 01 eine Nominalphrase mit Relativsatz zu erzeugen, um dann nach der Parenthese mithilfe der Proform auf diese Nominalphrase zurückzugreifen und so für sich selbst und die Zuhörerschaft den roten Faden des Verstehens zu sichern. Die Bezugnahmen sind klar, die Äußerung grammatisch hochkomplex und von einer ausgeprägten Sprachkompetenz zeugend, wenngleich nicht in das starre Korsett der schriftlichen Grammatiknorm gezwängt.

#### 4.1.2 Apokoinu-Konstruktion und Apokoinu-Konstruktionswechsel

Apokoinu-Konstruktionen bilden nach den Ergebnissen des Landauer DFG-Projekts (Schneider/Butterworth/Hahn, 168–182) wohl denjenigen Konstruktions-typ, der die Existenz eines gesprochenen Standards am deutlichsten macht: Apo-

<sup>11</sup> Die Sendung ist leider nicht mehr online verfügbar.

koinu-Konstruktionen stellen, wie z. B. schon Poncin es in ihrer Dissertation (Poncin 2000) ausführlich und Fiehler im Kapitel „Gesprochene Sprache“ der Duden-Grammatik (Duden 4 2016) knapp dargelegt hat, ein klares sprachliches Schema dar, und damit nach unserer Definition einen Type, bestehend aus einem Eröffnungsteil A, dem Koinon B (altgriech.: ‚dem Gemeinsamen‘) und dem Schlussteil C (Schneider/Butterworth/Hahn 2018, 168):

| A            | B               | C                               |
|--------------|-----------------|---------------------------------|
| ich bin auch | zweitausendFÜNF | bin ich vom gLAuben abgefallen, |

A und B bilden eine auch in der geschriebenen Standardsprache syntaktisch reguläre Folge, B und C ebenfalls. Die Folge A + B + C ist im geschriebenen Standard irregulär, während sie im gesprochenen unmarkiert und regelhaft ist. Sie wird – auch in formelleren, überregionalen Kontexten – zumindest in unseren Daten – nie kommunikativ bearbeitet; es erfolgen keine Selbstreparaturen im Hinblick auf diese Konstruktion als solche, höchstens im Hinblick auf Formulierungsprobleme den jeweiligen Inhalt betreffend, nie aber solch explizite Selbstkorrekturen, wie sie manchmal bei salienteren Konstruktionen erfolgen (*Sie ist größer wie, nein, größer als er*). Wie eine Art Scharnier ist das Koinon B sowohl mit A als auch mit B verbunden, B und C bilden sogar, auch dies ein formales Kriterium für eine Apokoinu-Konstruktion, eine vollständige syntaktische Struktur (*zweitausendfünf bin ich vom glauben abgefallen*), während A und B keine geschlossene Gestalt bilden, sondern eine Fortsetzung projizieren (vgl. Schneider/Butterworth/Hahn 2018, 168).

Im Folgenden soll nun gezeigt werden, inwiefern besonders solche Apokoinu-Konstruktionen das hier präsentierte Bild der Langue als eines offenen Systems von variablen Types plausibel machen. Bei dem ersten Beispiel handelt es sich um einen sehr eindeutigen Fall einer solchen Konstruktion:

### (3) Lesch

01 sie nEnnen sich !UM! auch n bisschen die probleme mit der  
wissenschaft äh zu vermEIden,

02 NEnnen sie sich Anhänger der intelligent desIgn theorie.<sup>12</sup>

Das Beispiel entstammt einer populärwissenschaftlichen Sendung des Physikers Harald Lesch, der sich über Menschen äußert, die dem Kreationismus folgen und

<sup>12</sup> youtube.com/watch?v=D3dT44jH0iE (0:43-0:51). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

aus religiösen Gründen die Evolutionstheorie in Abrede stellen. Das Koinon (*um auch n bisschen die Probleme mit der Wissenschaft äh zu vermeiden*) ist hier relativ lang, was eine wichtige Funktion solcher Konstruktionen veranschaulicht: Gerade wenn dieser ‚Zwischenteil‘ eine gewisse Zeit in der Online-Prozessierung beansprucht, ist es kommunikativ hilfreich und zweckmäßig, das verwendete Verb wieder aufzunehmen, um auch hier den roten Faden sowohl für die Sprechenden selbst als auch für die Zuhörerschaft zu sichern.

Die Fähigkeit zu projizieren, also in der Produktion und Rezeption von gesprochener Sprache syntaktisch fortfahren zu können, zeigt sich aber nicht nur dann, wenn die gleiche oder minimal abgewandelte Verbform wiederholt wird, sondern auch, wenn SprecherInnen in der Lage sind, das Koinon wiederum als Anker zu nutzen, um in eine andere als die wohl ursprünglich intendierte Formulierungsrichtung ‚abzubiegen‘, sodass zwei unterschiedliche kognitive Schemata abgerufen werden. Ist dies der Fall, dann sprechen wir von einem Apokoinu-Konstruktionswechsel (vgl. Schneider/Butterworth/Hahn 2018, 174). Ein Beispiel hierfür gibt es in folgender Sequenz zwischen dem Interviewer des DLF und dem FDP-Politiker Wolfgang Kubicki, wo dieser am 18. März 2018 zu Angela Merkel befragt wird:

(5) Kubicki

- 01 I am MITTwoch steht die erste regIERungserklärung an herr kubicki,  
 02 was muss ANGela merkel sAgen? (--)  
 03 K °h sIE äh MUSS dem land eine perspektIve geben und über das  
     hinausgehen was bisher STANDard war==  
 04 =also zu erKLÄren (.) wir wollen das land gerechter machen wir  
     wollen den zusammenhalt der gesEllschaft äh FUNDamental  
     rEgeln, (.)  
 05 °h wIrd nicht ausreichen **es wird konkrete MASSnahmen** ähm,  
 06 **MUSS sie vorschlagen,**  
 07 WIE will sie Umgehen mit der mangelhaften ausrüstung der  
     BUNdeswehr?<sup>13</sup>

Kubicki ändert seine Formulierungsstrategie mitten in der Äußerung, bricht aber nicht ab, sondern nutzt den Anker *konkrete maßnahmen*, um einen neuen Gedanken zu formulieren. Hier zeigt sich, dass es gerade ein Zeichen von kommunikativer Kompetenz sein kann, das bereits Gesagte aufzugreifen, ohne ganz neu ansetzen zu müssen. In Diskussionen kann dies zum Beispiel auch dabei helfen, das

13 Die Tondatei liegt mir vor; sie ist aber nicht mehr im Archiv der DLF-Mediathek auffindbar.

Rederecht zu behalten oder Unsicherheitsmarker, die sich aus Abbrüchen ergeben können, zu vermeiden.

## 4.2 Gendern zwischen Diskurs und Grammatik

Der aktuelle Gendersprachwandel ist in besonderer Weise geeignet, das Verhältnis von Diskurs und Grammatik zu verdeutlichen. Während es bei den diskutierten Syntax-Phänomenen des gesprochenen Standards um implizite, unterschwellige Gebrauchsnormen im Sinne einer ‚Normalität‘ ging, ist beim Gendersprachwandel zusätzlich etwas anderes im Spiel: Da es sich hier um ein gesellschaftlich relevant gesetztes Thema handelt, das kontrovers diskutiert wird und hohe öffentliche Aufmerksamkeit erhält, ist es mit ausgeprägten impliziten aber auch expliziten Aushandlungsprozessen in Bezug auf die ‚richtige‘ Norm verbunden. Die Norm ist einerseits noch sehr fluide, man könnte auch sagen: prekär, gleichzeitig verspricht ihre Erfüllung soziales Kapital (hierzu genauer Schneider 2021), ihre Nicht-Erfüllung Prestigeverlust oder gar Sanktionierung. Somit lässt sich hier erfahren, wie sehr kultureller Wandel auch mit Grammatikwandel einhergehen kann. Ein Motor dieses Wandels ist sozialer Druck, sei es auch bloß gefühlter sozialer Druck, der sich in sprachlichen Unsicherheiten äußert und Hyperkorrekturen begünstigt. Dies zeigt sich z. B., wenn etwa ein erfahrener Rundfunkredakteur in einem Beitrag von *CDU-Mitgliederinnen und -Mitgliedern*<sup>14</sup> spricht oder ein Politologe im Interview von *Abgeordneteninnen*:

(6) Krause

01 und äh ich versteh das nicht,  
 02 dass man nicht ant **abgeordnete oder abgeordneTINnen**==  
 03 =die sich schon mit vertEIdigungspolitik beFASST haben-  
 04 die einfach dort eine °h kenntnisstand haben-  
 05 dass man die nicht zu zu verTEIdigungsministern macht.<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Diese Tonaufnahme von Moritz Küpper hatte ich im Mai 2019 in der DLF-Mediathek heruntergeladen. Eine neuerliche Überprüfung des Links am 16.03.2020 hat aber interessanterweise ergeben, dass die Tonaufnahme nun nachträglich bearbeitet und – wohl nachdem die Hyperkorrektheit gemerkt worden war – *Mitgliederinnen* gelöscht wurde.

<sup>15</sup> deutschlandfunk.de/herkulesaufgabe-bundeswehr-interview-joachim-krause-universitaet-kiel-dlf-e1572983-100.html (ab 02:03). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

Nun soll damit nicht behauptet werden, dass irregulär gebildete Wortformen wie *Mitgliederinnen* oder *Abgeordnetinnen* irgendwann zur Standardgrammatik des Deutschen gehören. Ihr Gebrauch zeugt aber von sprachlicher Unsicherheit, gefühltem normativen Druck sowie dem Bemühen um eine ‚politisch korrekte‘ Ausdrucksweise, das an anderer Stelle sehr wohl Sprachwandel herbeiführt: Formen wie *Studierende*<sup>16</sup> und *Geflüchtete* haben sich bereits etabliert: im einen Fall, um das geschlechtsübergreifende Maskulinum *Studenten* zu vermeiden, im anderen, um das Maskulinum *Flüchtling* durch ein Partizip II zu ersetzen, das als Maskulinum oder auch als Femininum interpretierbar ist. Dies sind keine hyperkorrekten Formen – das hyperkorrekte Analogon zu *Abgeordnetinnen* wäre *Geflüchtetinnen* –, aber ebenfalls solche, deren häufige Verwendung durch gesellschaftlichen Wandel und auch sozialen Druck erklärbar sind.

Die Normativität des mündlichen Genders zeigt sich auch, wenn eine Radio-Journalistin ein geschlechtsübergreifendes Maskulinum in einer Selbstreparatur durch ein Femininum mit Glottisverschlusslaut ersetzt:

(7) Büüsker

- 01 °h ich finde es gab da ne GANZ spannende scene nach der  
vereidigung von ramelow==  
02 =da kamen ja so die **polItiker** einer nach dem anderen zu ihm die  
**polItiker**?INnen °h,  
03 um ihm zu gratuLIeren?<sup>17</sup>

Gelegentlich ist auch die Grenze zwischen einer Hyperkorrektur und einem möglichen Sprachwandelphänomen fließend. Wie ist es z. B. zu interpretieren, wenn ein Femininum mit Glottisverschlusslaut und ein Maskulinum koordiniert werden:

<sup>16</sup> Die gebetsmühlenhaft vorgetragene und oft als sprachwissenschaftlich unumstrittener Gemeinplatz hingestellte Behauptung, das Partizip I sei hier unkorrekt verwendet, da es immer ausdrücke, dass etwas gerade im Moment geschehe, ist nachweislich falsch. Schon Ausdrücke wie *Regierender Bürgermeister* und *Parteivorsitzende* machen dies klar: Eine Vorsitzende bleibt es auch, wenn sie in Urlaub ist, Entsprechendes gilt für einen Studierenden. Auch historisch ist die Behauptung nachweislich falsch, da das Partizip *Studierende* schon im 19. Jahrhundert in Behörden-texten gut belegt ist (vgl. Elmiger/Tunger/Schaeffer-Lacroix 2017, 46). Neu sind solche Partizipien also nicht. Neu aber ist, dass sie viel häufiger auftreten und zunehmend Ausdruck davon sind, dass die SprecherInnen sich um einen geschlechterbewussten Sprachgebrauch bemühen.

<sup>17</sup> deutschlandfunk.de/der-tag-versagt-die-eu-in-der-fluechtlingsfrage-100.html (ab 20:45). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

## (8) Paulus

01 in dem verfahren waren auch **expErt<sup>2</sup>innen und experten** AUS den  
mitgliedsstaaten jederzeit EIngebunden.<sup>18</sup>

Einerseits könnte man ja annehmen, dass die Verwendung des Glottisverschlusslautes symbolisieren soll, dass mit dem Ausdruck *Expert<sup>2</sup>innen* auf Menschen aller Geschlechter Bezug genommen wird, dann wäre die Hinzufügung des Maskulinums *Experten* hyperkorrekt. Andererseits scheinen manche auch der Auffassung zu sein, doppelt halte hier sozusagen besser und man könne mit einer Koordination, wie sie hier erfolgt, alle zufriedenstellen: sowohl diejenigen, die mit Glottisverschluss gendern wollen, als auch diejenigen, die das Maskulinum noch zusätzlich verwenden wollen. Wenn man genauer darüber nachdenkt, ist diese ‚All-in-one-Option‘ keine logisch stringente, es ist aber nicht gänzlich ausgeschlossen, dass sich auch eine solche Form etablieren könnte.

Sprachsystematisch betrachtet, lässt sich jedenfalls die These wagen, dass durch die vermehrte Koordination von Femininum und Maskulinum, also die ausführliche Doppelnennung (*Expertinnen und Experten*) die geschlechtsübergreifende Bedeutung des Maskulinums zunehmend unter Druck gerät, da mit den Maskulina tatsächlich immer häufiger ausschließlich auf männliche Personen referiert wird. War sie überhaupt jemals Teil der Wortbedeutung des Maskulinums (Müller-Spitzer 2021, 7), oder basierte sie – wie Diewald (2021) es sieht – schon immer auf einer Implikatur, die durch die Rezipierenden jeweils vollzogen werden musste, sodass es sich seit je her um eine pragmatische, nicht um eine semantische Bedeutung handelte? Führt die große Häufigkeit solcher Doppelnennungen zu grammatischem Wandel in dem Sinne, dass die verfestigte ‚generische‘ Bedeutung des Maskulinums verschwindet und nun wirklich nur noch als Implikatur verstanden werden kann? Oder entwickelt sich vielleicht neben dem generischen Maskulinum auch ein generisches Femininum? Letzteres liegt nah, wenn man die Verwendung sogenannter Streufeminina und -maskulina analysiert:

## (9) Büüsker

01 vielleicht schauen wir zunächst mal auf die **WÄHlerinnen** der a ef  
DE;  
02 sie ham ja jetzt in einer neuen UMfrage herausgearbeitet,  
03 dass man da KEInesfalls von sowas wie protEstwahl sprechen kann,

---

18 [deutschlandfunk.de/eu-vertraege-mit-impfstoffherstellern-mehr-transparenz-100.html](https://deutschlandfunk.de/eu-vertraege-mit-impfstoffherstellern-mehr-transparenz-100.html) (2:26-2:28). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

04 SONdern-

05 viele **WÄHler** sind überzEugungstäter wie sie schrEiben;

06 in welcher HINsicht?<sup>19</sup>

Die oben bereits zitierte DLF-Moderatorin Ann-Kathrin Büüsker wechselt hier in einem Interview mit dem Meinungsforscher Manfred Güllner zwischen den Wortformen *Wählerinnen* und *Wähler*, wobei der Kontext deutlich macht, dass in beiden Fällen eine generische Verwendung intendiert ist. Analog dazu changiert sie im selben Interview auch zwischen den Komposita *Wählerinnenpotenzial* und *Wählerpotenzial*<sup>20</sup>. Büüskers Kollegin Sarah Zerback wechselt auf ähnliche Weise zwischen einem Maskulinum und einem Femininum mit Glottisverschlusslaut, zuerst spricht sie von *Risikopatienten* und kurz danach auch von *Risikopatient<sup>?</sup>innen*, wobei sich die beiden Ausdrücke von der Referenz her nicht unterscheiden lassen und wohl beide generisch gemeint sind.<sup>21</sup>

All diese Beispiele zeigen den fließenden Übergang zwischen Ad-hoc-Phänomenen und etablierten Normen, auch zwischen pragmatischer und semantischer Bedeutung. Wird der Glottisverschlusslaut beim Gendern mittelfristig zum Standard? Entwickelt sich durch Streufeminina und Wechselpraxis ein generisches Femininum? Welche geschlechtsneutralen Ersatzformen etablieren sich und welche nicht? Es bleibt eine offene empirische Frage, wie sich die syntaktischen Typenbildungsprozesse, deren Grundverfahren in Abschnitt 2 und 3 skizziert wurden, hier entwickeln und welche Formen in Zukunft jeweils für das Fragezeichen im K-System des Standarddeutschen stehen und damit die Andockstelle von *Langue* und *Parole* bilden (vgl. oben Abschnitt 2.2).

## 5 Schluss

Aktuelle Genderpraktiken sind gute Beispiele dafür, dass sprachliche Zeichen und auch grammatische Verfestigungen in sozialen Prozessen entstehen und diese Prozesse gleichzeitig selbst mit hervorbringen. Mit jeder Äußerung eines Tokens, eines Aposems im Saussure'schen Sinne, sei es nun ein generisch intendiertes Femi-

<sup>19</sup> deutschlandfunk.de/afd-parteitag-meinungsforscher-die-afd-ist-keine-100.html (0:15-0:29). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

<sup>20</sup> deutschlandfunk.de/afd-parteitag-meinungsforscher-die-afd-ist-keine-100.html (4:35-6:00). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

<sup>21</sup> deutschlandfunk.de/corona-medizinische-versorgung-risikokommunikation-interview-michael-bauer-dlf-33af6d16-100.html (6:02-6:22). Letzter Zugriff: 02.04.2025.

ninum, ein Femininum mit Glottisverschlusslaut oder ein durch Genderpraktiken motiviertes Partizip I, exemplifizieren wir nicht nur den sich verfestigenden Type, sondern immer auch eine syntaktische, eine semantische und eine pragmatische Verwendung. Insofern ist dieser Ansatz durchgängig gebrauchsbasiert und gleichzeitig stets bezogen auf das parasemische, wandelbare Netz, das wir Sprachsystem nennen. Ein umfassendes Bild von Typenbildungsprozessen mitsamt ihrer Normativität und Indexikalität ergibt sich erst aus einer Analyse des dialektischen Zusammenspiels von Parole und Langue.

Die Beschäftigung mit der Syntax mündlicher Phänomene, wie sie in Abschnitt 4.1 präsentiert wurde, stellt die Vorstellung einer *starren* Langue fortwährend in Frage. Wir fassen die Langue als ein offenes System von Semiosepotenzialen, von flexiblen Versatzstücken, auf und nehmen damit die Prozesshaftigkeit der Syntax in den Blick. Syntaktische Typenbildungsprozesse sind nie isoliert zu betrachten, sondern immer eingebettet in konkrete soziale Prozesse. Diskurs und Grammatik lassen sich als zwei ineinander verwobene Dimensionen von Sprache begreifen. Dies zeigt einmal mehr, wie nah die Idee sprachlicher Typenbildung durch Exemplifikation einer Diskursgrammatik steht, wie Müller sie in seinem Handbuchartikel präsentiert. Will die Diskursgrammatik wirklich Grammatik sein, dann muss sie kontextsensitive Phänomene stets auch als Instanzen von Typenbildungsprozessen betrachten.

Während kontexttranszendente grammatische Phänomene bis dato eher Gegenstand der Grammatikalisierungsforschung waren, tendieren diskursgrammatische Studien eher zu kontextsensitiven Phänomenen. Es scheint aber nicht sinnvoll zu sein, hier einer neuen Gewaltenteilung das Wort zu reden, wie sie vormals zwischen Grammatikforschung und Soziolinguistik geherrscht hat, sondern in der zukünftigen Forschung vielmehr Grammatik als ein Phänomen zu beschreiben und erfassbar zu machen, das in sozialen Situationen entsteht, sich wandelt und auf die Systemebene transzendiert wird. (Müller 2018, 80)

## Literatur

- Albert, Georg (2015): Konstruktionen in unterschiedlichen medialen Kontexten. In: Dürscheid, Christa/Schneider, Jan G. (Hgg.): Handbuch Satz, Äußerung, Schema [= Handbücher Sprachwissen 4]. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 527–550.
- Auer, Peter (2000): On line-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, S. 43–56.
- Auer, Peter (2005): Syntax als Prozess. In: Interaction and Linguistic Structure (InLiSt) 41. Online-Ressource: <http://www.inlist.uni-bayreuth.de/issues/41/InLiSt41.pdf> (Stand: 02.04.2025).
- Birk, Elisabeth (2008): Mustergebrauch bei Goodman und Wittgenstein. Eine Studie zum Verhältnis von Beispiel und Regel. Tübingen: Narr.
- Bücker, Jörg (2012): Sprachhandeln und Sprachwissen: Grammatische Konstruktionen in der kommunikativen Praxis. Berlin/Boston: de Gruyter.

- Bühler, Karl (1999): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Ungekürzter Neudruck der Ausgabe von 1934. 3. Aufl. Stuttgart: Lucius & Lucius (= Uni-Taschenbücher 1159).
- Chomsky, Noam (1986): Knowledge of Language. Its Nature, Origin and Use. New York: Praeger.
- Coseriu, Eugenio (2007): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. 2. Auflage. Tübingen: Narr.
- Diewald, Gabriele (2021): Das „generische Maskulinum“. Online-Ressource: <https://www.sprache-und-gendern.de/beitraege/das-generische-maskulinum> (Stand: 02.04.2025).
- Duden 4 2016 = Wöllstein, Angelika/Dudenredaktion (Hg.) (2016): Die Grammatik. 9. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa/Schneider, Jan Georg (2015): Satz, Äußerung, Schema. Überlegungen zu einer modalitätsübergreifenden Einheitenbildung. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hgg.): Handbuch Sprache und Wissen [= Handbücher Sprachwissen 1]. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 167–194.
- Elmiger, Daniel/Tunger, Verena/Schaeffer-Lacroix, Verena (2017): Geschlechtergerechte Behörden texts. Linguistische Untersuchungen und Stimmen zur Umsetzung in der mehrsprachigen Schweiz. Genève: Université de Genève. Online-Ressource: <https://archive-ouverte.unige.ch/unige:92322> (Stand: 02.04.2025).
- Fiehler, Reinhard (2000): Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. In: Sprache und Literatur 85, S. 23–42.
- Gloy, Klaus (2012): Empirie des Nicht-Empirischen. Sprachnormen im Dreieck von Beschreibung, Konstitution und Evaluation. In: Günthner, Susanne et al. (Hgg.): Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 23–40.
- Goodman, Nelson (1998): Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Übers. von Bernd Philippi. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Günthner, Susanne (2018): Routinisierte Muster in der Interaktion. Verfestigte prosodische Gestalten, grammatische Konstruktionen und kommunikative Gattungen bei der Konstruktion sozialer Handlungen. In: Deppermann, Arnulf/Reineke, Silke (Hgg.): Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 29–50.
- Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hgg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 262–286.
- Hilpert, Martin/Diessel, Holger (2016): Entrenchment in Construction Grammar. In: Schmid, Hans-Jörg (Hg.): Entrenchment and the Psychology of Language Learning: How We Reorganize and Adapt Linguistic Knowledge. Berlin/Boston: de Gruyter Mouton, S. 57–74.
- Imo, Wolfgang (2010): ‚Versteckte Grammatik‘: Weshalb qualitative Analysen gesprochener Sprache für die Grammatik(beschreibung notwendig sind. In: Suntrup, Rudolf et al. (Hgg.): Usbekisch-deutsche Studien III: Sprache – Literatur – Kultur – Didaktik. Münster: LIT, S. 261–284.
- Jäger, Ludwig (1976): F. de Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache. Ein Plädoyer für die Rekonstruktion des Saussureschen Denkens in seiner authentischen Gestalt. In: Linguistik und Didaktik 27, S. 210–244.
- Jäger, Ludwig (2008): Aposème und Parasème: Das Spiel der Zeichen – Saussures semiologische Skizzen in den „Notes“. In: Zeitschrift für Semiotik, 30, 1–2 (= Themenhaft „Medialität und Sozialität sprachlicher Zeichen“, hg. von Jan Georg Schneider), S. 49–71.
- Jäger, Ludwig (2010): Ferdinand de Saussure zur Einführung. Hamburg: Junius.

- Kant, Immanuel (1911): Kritik der reinen Vernunft. In: Ders.: Gesammelte Schriften, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademieausgabe), Band III. Berlin. – Zitiert als KrV B.
- Linz, Erika/Jäger, Ludwig (2004): Einleitung. In: Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hgg.): Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition. München: Fink, S. 9–14.
- Müller, Marcus (2018): Diskursgrammatik. In: Warnke, Ingo H. (Hgg.): Handbuch Diskurs [= Handbücher Sprachwissen 6]. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 75–103.
- Müller-Spitzer, Carolin (2021): Geschlechtergerechte Sprache: Zumutung, Herausforderung, Notwendigkeit? In: Sprachreport, 37, 2, S. 1–12.
- Poncin, Kristina (2000): Apokoinukonstruktionen. Empirische Untersuchung ihrer Verwendung in aufgabenorientierten Dialogen und Diskussion ihrer grammatischen Modellierbarkeit in einer Unifikationsgrammatik. Online-Ressource: <https://pub.uni-bielefeld.de/publication/2306203> (Stand: 02.04.2025).
- Ryle, Gilbert (1992): Der Begriff des Geistes. Übers. von K. Baier. Stuttgart: Reclam.
- Saussure, Ferdinand de (1967): Cours de linguistique générale. Edition critique par Rudolf Engler. Wiesbaden: Harrassowitz. – Zitiert als CLG/E (I) mit Seitenzahl und Fragmentierungsziffer.
- Saussure, Ferdinand de (1972): Cours de linguistique générale. Edition critique préparé par Tullio de Mauro. Paris: Payot. – Zitiert als CLG.
- Saussure, Ferdinand de (1997): Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß. Texte Briefe und Dokumente. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schneider, Jan Georg (2008): Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive [= LIT 29]. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schneider, Jan Georg (2015): Syntaktische Schemabildung – zeichentheoretisch betrachtet. In: Dürscheid, Christa/Schneider, Jan G. (Hgg.): Handbuch Satz, Äußerung, Schema [= Handbücher Sprachwissen 4]. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 125–151.
- Schneider, Jan Georg (2021): Zum prekären Status sprachlicher Verbindlichkeit: Gendern im Deutschen. In: Raab, Jürgen/Heck, Justus (Hgg.): Prekäre Verbindlichkeiten. Studien an den Problemschwellen normativer Ordnungen. Wiesbaden: Springer VS (Reihe „Wissen, Kommunikation und Gesellschaft“), S. 17–43.
- Schneider, Jan Georg (2023): Die Performanz des Denkens: Zum hermeneutischen Kern der Saussure'schen Parole-Langue-Dialektik. In: Sprache und Literatur, 52/2, 186–193.
- Schneider, Jan Georg/Butterworth, Judith/Hahn, Nadine (2018): Gesprochener Standard in syntaktischer Perspektive. Theoretische Grundlagen – Empirie – didaktische Konsequenzen. Tübingen: Stauffenburg (= Stauffenburg Linguistik 99).
- Stetter, Christian (2005): System und Performanz. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Tomasello, Michael (2003): Constructing a Language. A Usage-Based Theory of Language Acquisition. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.
- Verhagen, Arie (2009): The conception of constructions as complex signs: Emergence of structure and reduction to usage. In: Constructions and Frames 1.1, S. 119–152.
- Vygotskij, Lev S. (2002): Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen. Hg. und aus dem Russischen übersetzt von Joachim Lompscher und Georg Rückriem. Weinheim/Basel: Beltz.
- Welke, Klaus (2009): Konstruktionsvererbung, Valenzvererbung und die Reichweite von Konstruktionen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 37, S. 514–543.

